

(Nachdruck verboten.)

86]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Gekhoud.

Die Ankunft der Tilbats und Jan Bingerhouts steigert noch Laurent's durch all' die ergreifenden Bilder beeinflusste feelische Erregung. Er zittert wie ein jäh erweckter Nachtwandler, als ihm der „Vaes“ die Hand auf die Schulter legt. Die Kneble ist ihm wie zugeschnürt, aber sein schmerzbelegtes Gesicht drückt besser als es Worte vermöchten, die Gefühle aus, die seine Brust bewegen. Er umarmt Siska und Vincent und drückt dann nach kurzem Schwanken einen langen, brüderlichen Kuß auf Henrietten's Stirn. Dann legt er die Hände des Mädchens in die des zukünftigen Vaters.

Die düstere und ironische Schicksalsfügung, daß sich Henriette und die Ihrigen just an Bord der „Gina“ einschiffen müssen, trägt auch noch dazu bei, seine bange Herzenangst zu erhöhen. Déjard und seine Frau waren nun einmal die bösen Geister seines Lebens. Heute entriß ihm diese „Gina“ Henriette und alle seine Lieben.

Aber noch andere sonderbare Wechselbeziehungen bringt der Zufall zu Wege. Das Dorf Willeghem, dessen Bewohner fast insgesammt auswandern, ist Siska's und Vincent's Heimath. Da sie als Kinder schon das Dorf verlassen haben, gelingt es ihnen nicht, einen der Auswanderer wieder zu erkennen. Aber im Laufe der Unterhaltung entdecken sie doch hin und her einen bekannten Namen, einen Familienzug in den Gesichtern, und es dauert nicht lange, bis einige entfernte Verwandtschaften herausgefunden sind. Jan Bingerhout bemerkt lachend: „Da wird ja da unten ganz Willeghem vollzählig vertreten sein. Wir wollen eine neue Kolonie gründen, der wir den Namen des flämischen Dorfes geben werden. Es lebe Neu-Willeghem!“

Aber noch andere Leute als die Landleute nehmen Laurent's Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Leute der „Amerita“ sind ohne Ausnahme zur Stelle, Vaes, Genossen, Kutscher, Meß- und Ladeleute wie eine stattliche Zahl von „Vaes“ anderer Nationen haben sich eingefunden, um sich von den allbeliebtesten Kameraden zu verabschieden. Die braven Leute haben es nicht an Anstrengungen fehlen lassen, Jan's Auswanderungsplan zu bekämpfen. Er sagt zwar, daß ihn nur die schlechte Zeit und die Neugierde, sich einmal in der Welt umzusehen, dazu bestimmt haben, den Staub Antwerpens von den Füßen zu schütteln, aber die schärfer Sehenden lassen sich dadurch nicht hinter's Licht führen; sie wissen ganz gut, daß der ehrliche Kerl, der als Hauptanführer für die letzten Unruhen verantwortlich gemacht wird, nur das Feld räumt, weil er fürchtet, sein Bleiben könnte für seine Freunde verhängnisvoll werden und die Interessen der Genossenschaft schädigen.

Die Geschäftsleute der Nachbarschaft der „Kokusnuß“ drängten sich um die Tilbats, und die Schiffer- und Arbeiterbevölkerung des Hafens hat sich ihrerseits ebenfalls angelegen sein lassen, den lieben Freunden Lebwohl zu sagen.

Alle diese mannigfachen Kundgebungen lassen die Scheidenden nicht recht zur Besinnung kommen und bringen in der Abschiedsstunde willkommene Ablenkung. Die Hafnarbeiter, frohlaunige Jüngens, bemühen sich, so ausgelassen wie möglich zu sein und überbieten sich in kräftigen Witzen, aber mehr als einer schneuzt sich überlaut und fährt sich mit dem Jadenärmel über das Gesicht, obwohl auch nicht der kleinste Schweißtropfen zu bemerken ist. Jan Bingerhout läßt sich als Spaßmacher und immer schlagfertiger Eulenspiegel auch nicht lumpen und macht seinem von den „Nationen“ anerkannten Ruf als lustiger Schwereudöther alle Ehre. Es half alles nichts, er mußte unbedingt mit den Freunden in der nächstgelegenen Kneipe noch ein paar Schoppen leeren, und Laurent kann die höfliche Einladung der würdigen Kumpans nicht gut abschlagen. Drinnen am Schenktische, wo Lage auf Lage herumgeht, wo derbe Witze vermischt mit Fluchworten hinüber und herüberfliegen, denkt Laurent wieder der gemüthlichen Zusammenkünfte, wenn sich die Genossen nach gethauer Arbeit und gechehener Abrechnung in ihrer Stammkneipe versammelten. Einige der Kameraden haben „ihrem“ Jan kleine Geschenke als Erinnerungszeichen mitgebracht, eine Pfeife, einen Tabaksbeutel, die Schwungfeder eines Fregatten-

vogels, eine Rolle Tabak, ein Messer, ja einer hat gar daran gedacht, ihm einen Karton in drei Farben sortirten Briefpapiers zu überreichen. Es handelt sich darum, den Aufpassern da unten ein Schnippschen zu schlagen und dem Spionirsystem ihres schwarzen Kabinetts zu entgehen. Wenn Jan oder Tilbat auf weißem Papier schreibt, so soll das den Empfängern ein Zeichen sein, daß alles gut geht; Rosa-Papier soll andeuten, daß die Verhältnisse schwierige, aber immerhin noch erträgliche sind; während der grüne Brief Kunde giebt, daß die Dinge schlecht stehen, wie immer auch der Brief sonst lauten mag.

Die Zeit drängt zur Eile. Laurent hat sich mit Tilbat unbemerkt entfernt, um die Frauen im Zwischendeck der „Gina“ unterzubringen. Man macht zunächst Schwierigkeiten, ihm den Zutritt an Bord zu gestatten, denn es ist den Begleitern der Auswanderer aus gutem Grunde streng verboten, mit auß's Schiff zu kommen, ja selbst die letzteren dürfen, nachdem sie das Schiff einmal betreten haben, nicht mehr ans Land zurückkehren, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, Platz und Passagegeld zu verlieren. Der Gefälligkeit eines Matrosen, mit dem Tilbat ehemals zusammen gefahren war, hatte es Laurent zu danken, daß er das vorübergehende Heim seiner Freunde in Augenschein nehmen durfte.

Die „Gina“ enthielt über sechshundert hölzerne Feldbetten oder richtiger gesagt, roh behobelte Holzrahmen, die immer zu zwölften gruppenweise an Gurten im Zwischendeck übereinanderhängen. Das Bettzeug dieser schwebenden Gestelle besteht aus einem mit sauligem Stroh vollgestopften Sack, das man keinem Schwein als Streu unterbreiten würde. Trotz der langen Lüftung erfüllte die Räume der muffige Geruch eines schlecht gehaltenen Lazareths; ein Duft von Fusel und Schweiß. Wie würde das erst später sein, wenn alle diese Menschen mit ihren Lumpen in drangvoller Enge hier eingepfercht sind, zumal bei stürmischer See, wenn alle Luten geschlossen gehalten werden müssen.

Vorschriftsmäßig sollen an Bord die Geschlechter getrennt gehalten und die Kinder thunlichst von den Erwachsenen abgefordert werden. Aber Déjard und Konforten sind nicht die Leute, die der Vorschrift Rechnung tragen, für sie gilt das Reglement nur, so lange das Schiff noch im Hafen liegt. Bevor man noch auf hoher See ist, treten alle diese Bestimmungen außer Kraft, Männer und Frauen werden kunterbunt zusammengepackt und, obwohl die gesetzlich bestimmte Passagierzahl schon überschritten ist, werden heimlichweise bei der Fahrt fußabwärts noch immer neue Passagiere aufgenommen, die in der Stille der Nacht Schmugglerboote vom Ufer herauführen. Nummer's und Schmuggler haben keinen besseren Kunden als Herrn Déjard.

Das Proviandmagazin ist mit Speckseiten, Rauchfleisch, Biscuits, Bier, Kaffee, Thee so reich ausgestattet, daß der „Vorrath“ für die doppelte Dauer der Ueberfahrt mehr als ausreicht, wie man aus dem Prospekt, der letzten schriftstellerischen Arbeit des Schwindlers Dupouij's, ersehen kann. In Wahrheit genügt kaum der an Bord befindliche Vorrath an Trinkwasser. Die unglücklichen Passagiere werden wie eine belagerte Garnison auf Nationen gesetzt. Jeder Auswanderer erhält eine kleine Blechschüssel, wie sie in den Kasernen in Brauch sind. Die Vertheilung der Lebensmittel geschieht zweimal täglich. Es ist begreiflicherweise bitterkalt im Zwischendeck, der beständige Zug vermag zwar die üblen Dünste zu vertreiben, sorgt aber dafür, daß die Inzassen aus der Erkältung garnicht herauskommen.

Laurent betrachtet mit sorgenden Blicken die erbärmliche Stätte, die Siska und Henriette als Aufenthalt dienen soll. „'s ist nicht so schlimm, wie es aussieht,“ tröstet Vincent, „die Ueberfahrt ist ja nicht lang. Da habe ich schon ganz andere Dinge zu sehen bekommen!“

Sie steigen Beide wieder auf das Hinterdeck hinauf. Dort stehen in einigen hölzernen Verschlägen elf Ackerpferde, der Stallbestand irgend eines Pächters, der sich bei Zeiten noch aus dem Staube macht, ehe er ganz zu Grunde geht. Wenn er freilich denkt, die Säule in halbwegs brauchbarem Zustande hinüberzubringen, giebt sich der Mann einer argen Täuschung hin. Man braucht nur einen Blick auf diese unzulänglichen Verschläge zu werfen, um zu begreifen, daß es

auf dasselbe herauskäme, wenn die Thiere in die Schelde geworfen würden. Wenn der Eigenthümer die theuren Verpflegungskosten dazu rechnet, kann er von Glück sagen, wenn er drüber das Fell bezahlt bekommt.

Die Auswanderer haben sich auf dem Hinterdeck, so gut es geht, untergebracht. Das bunte Durcheinander der am Boden hockenden Leute bietet das Bild eines Zigeunerlagers. Die meisten dieser Varias sind armselig und nothdürftig bekleidet, viele zittern schon vor Kälte und werden vom Fieber geschüttelt. Ein Auswanderungsagent tröstet die Leute mit der beruhigenden Versicherung, daß die Kälte nur einige Tage anhalten würde. Sei man erst einmal über den Golf von Gasconne hinaus, dann beginne der ewige Frühling. Er sagt freilich nicht, daß zwischen Afrika und der Küste Brasiliens die sengende Sonnengluth den Aufenthalt auf Deck unmöglich macht, und daß das Fieberdelirium, das in den tropischen Gewässern die in den engen, überheizen Räumen Eingeschlossenen befällt, ein gut Theil von denen wegraffen würde, die das Sumpffieber verschont hatte. Er spricht ebensovwenig von den Widerwärtigkeiten der Ueberfahrt, von der Willkür und der Brutalität, die die Auswanderer bei der Ankunft erwarten, und dem vielgestalteten Elend, dem sie entgegengehen.

„Ja, Kamerad, es wird Zeit, wieder an Land zu gehen“, wendet sich der Matrose in freundlichem Ton an Paridael, „wir sind im Begriff die Anker zu lichten.“

Der schrille Pfiff der Maschine mahnt die Säumnigen zur Eile. Laurent entzieht sich rasch den überschwänglichen Gefühlsäußerungen seiner Freunde und eilt über die Brücke nach dem Quai.

Als ob es in all dem Jammer und Elend noch nicht genug wäre, bietet sich ihm hier zu guterletzt noch ein Bild von erschütternder Eindringlichkeit.

Ein zerlumpter und verkommener Kerl mit stieren Augen und zerzausten Haaren reißt und stößt in trunkenen Unzurechnungsfähigkeit ein in armselige Lumpen gehülltes Weib, an deren Rock sich zwei heulende Kinder klammern, und die sich schreiend den brutalen Händen des Elenden zu entziehen sucht, nach der Schiffbrücke. Vermuthlich will die Unglückliche den Trunkenbold nicht nach Amerika begleiten, sie will lieber in der Heimath Hungers sterben, als sich in die Fremde hinauszuwagen, wo sie nichts über die Gemeinheit und Verworfenheit ihres Mannes trösten könnte.

Angewidert von der Scene hat Laurent, in Gemeinschaft von einigen Arbeitern, die arme Mutter und die Kinder befreit, und während die einen die Frau, die mehr todt als lebendig ist, nach einer der Herbergen der Uferstraße bringen, beförderten andere den Kerl rascher als es ihm lieb war über die Brücke und von da mit kräftigem Stoß auf die Gina. Der verdutzte Sausbold scheint sich in die unerwartete Scheidung zu fügen, übrigens ist auch die Schiffbrücke schon zurückgezogen. Ohne sich weiter um die Seinigen zu kümmern, tritt der Lump an die Schiffswand und zieht eine halbgeleerte Brammweinsflasche aus der Tasche seines schmierigen Ueberziehers.

„Da seht,“ lallt er schwanzend und die Flasche über dem Kopf schwingend, „das ist alles, was mir bleibt. Das letzte Geld, was ich noch besaß, hat sich in der Flasche hier aufgelöst. Ich trinke den Abschieds-schluck auf Belgiens Wohl!“ Er setzt die Flasche an den Mund und trinkt sie in einem Zuge aus, dann wirft er das leere Gefäß mit aller Kraft gegen die Ufermauer, daß es klirrend in tausend Stücke zersplittert, während er ein heiseres „E viva America“ brüllt.

Inzwischen haben die Matrosen die Seile von den Pfeilern gelöst, die Schiffsschraube beginnt die Wasser aufzuwühlen, der Kapitän auf der Kommandobrücke giebt mit Stentorstimme seine Befehle, die auf Vorder- und Hinterdeck wiederholt und von dem Schiffsjungen durch das Sprachrohr in den Maschinenraum weitergegeben werden, das Schiff dreht sich, dem Steuer gehorchend, der Mitte des Flusses zu, und die leicht bewegten Wellen schlagen klatschend an die Planken der „Gina“. Bei der ersten Bewegung des Schiffes ist der betrunkene Kerl wie ein Sack umgefallen und wälzt sich vor den Füßen seiner Reisegefährten. Laurent wendet den Blick ab und hält Umschau nach erbaulicheren Bildern.

Das Musikcorps aus Willeghem schwenkt seine gestickte, mit goldenen Troddeln gezielte Fahne und stimmt sein „Wo kann es schöner sein?“ aufs neue an, dessen Refrain die Kohlenbergleute der Borinage im Chor mitsingen.

Unter dem Gewimmel der Köpfe unterscheidet Laurent nur noch die Gruppe der Tilbaf's. Bis zur letzten Stunde

hatte er noch immer daran gedacht, ohne ein Wort verlauten zu lassen, die Reise an Bord der „Gina“ mitzumachen. Nur die Furcht, Vincent und Siska Verlegenheiten zu bereiten, die eben geschlossene Wunde in dem Herzen ihres Kindes wieder aufzureißen und dem ehrlichen Bingerhout im Lichte zu stehen, ließ ihm von seinem Reiseplan absehen. Ueberdies hinderte ihn auch ein unbestimmtes Etwas, von seiner Vaterstadt Abschied zu nehmen: es überkam ihm zuweilen wie ein unklares Vorgefühl einer Pflicht, die ihm noch zu erfüllen blieb. Er wußte sich nicht Rechenschaft abzulegen, worin diese bestand, aber er wollte doch in der Stunde, wenn das Schicksal rief, bereit und zur Stelle sein.

Das Hurrahgeschrei und die Divatruse auf der „Gina“ überlösen selbst die schmetternden Klänge der Willeghemer Musikanten. Vom Ufer aus wird mit nicht minder starker Lungenkraft von der die Quaistraße besetzt haltenden Menschenmenge geantwortet. Schiff und Ufer suchen sich um die Wette an Ausdauer und Kraft des Lärms zu überbieten. Die Mäusen fliegen in die Luft, die farbigen Taschentücher flattern wie die Fähnchen einer Flaggenparade im Winde.

Frauen halten halb lachend, halb weinend ihre Kleinen in die Höhe. Die Arme reden und strecken sich, als ob die Leute sich über das Wasser hin noch einmal die Hände reichen wollten.

Seines ungewöhnlichen Tiefgangs und der Ueberlastung wegen blieb das Schiff noch geraume Zeit in Sicht der zuschauenden Menge. Laurent war an den äußersten Vorsprung des Bassins gelaufen, um das Schiff im Auge zu behalten, bis es hinter der Flußbiegung verschwand. Siska wirft ihm Ruhhände zu, er hört noch einmal die männliche, volltönende Stimme Bingerhout's, die ihn zum muthigen Ausharren mahnt. Aber mit jeder Umdrehung der Schiffsschraube fühlt Laurent einen Theil seines Vertrauens und seines Lebensmuthes dahinschwimmen. Schwächer und schwächer klingt die Melodie des „Wo kann es schöner sein?“ über das Wasser herüber, bis sie in einem leisen Murmeln erstickt.

Hier von diesem Punkte aus hatte Laurent wenige Jahre vorher die Zauberpracht des in die Schelde tauchenden Sonnenballs bewundert. Heute war alles grauhaarig, nebelig und unruhig, statt blickender Edelsteine schien der Fluß schmutzigen Schlamm dahin zu wälzen, über den Feldern hingen gelbe Dunstschleier, der Trauer der Jahreszeit entsprach die Stimmung, die die Menschen bedrückte. Dampf klingt das Glockenspiel herüber, und die Seemöven kreischen wie Unglücksvögel.

(Fortsetzung folgt.)

Kieler Sprotten.*

Wer kennt nicht den kleinen, delikaten Ostsee-Fisch, der unter der goldglänzenden Haut, die ihm eigenes Fett und der scharfe Rauch eigener Lohse verschönern, ein so zartes, schmackhaftes Fleisch birgt? Sang doch schon vor hundert Jahren der weitgereiste Weltbummler, Hr. Urian: „Drauf lauft ich etwas kalte Kost nebst Kieler Sprott und Auchen.“ Kieler „Sprott“ ist die eigentliche Benennung und nicht Sprotten. Ich erkläre mir das so. Sprott zählt der Kieler nicht, d. h. beim Essen, er saßt ihn liebevoll mit zwei Fingerspitzen der einen Hand am Schwänzchen, entfernt ebenso mit der andern Hand den Kopf, und wenn er dann so ein halbes Stieg hat „ein Fischlein dem andern nachschwimmen“ lassen, dann betrachtet er das als ein Ganzes und erklärt: „Der Sprott ist Herst god.“

Von Kiel aus tritt eine große Menge Sprotten die Reise in die Welt an, in der dortigen Ober-Postdirektion ist dem Sprottenverband eine eigene Abtheilung mit besonderem Schalter gewidmet. Der Haupt-Fangort ist aber die Edernförder Bucht, nicht die Kieler Förde, und in dem kleinen Städtchen Edernförde wohnen die meisten Sprottenfischer; in der Fangperiode 1895/96 waren es 318 Fischer in 106 Booten, die einen Ertrag von 180 000 M. erzielten.

Die Nege, mit denen der Sprottenfang betrieben wird, sind theils Juagnege, „Waden“, genannt, und von beträchtlicher Größe. Die Haupttheile des Reges sind der Hamen, ein mächtiger Fangsack von 18 Meter Länge und einer vorderen Oeffnung von 48 Meter im Umfang, der nach hinten in sieben sich stetig verjüngenden Rehringen weiterläuft und in einer Art Schlauch endigt, sowie die beiden Flügel. Jeder der letzteren ist 128 Meter lang; sie beginnen am Hamen mit 22 Meter Tiefe und schrägen sich nach vorn bis auf sieben Meter ab; durch einen meterlangen gekrümmten Holzstock werden vorne obere und untere Kante der Flügel so verbunden, daß sie sich bauschen und keine steile Wand bilden können. Vier bis zehn Kilogramm schwere Steine beschweren den

* Aus der „Kölnischen Volkszeitung“.

unteren Saum, große Korkstücke am oberen Saume erhalten das Netz treibend.

Um ein solches Netz zu bedienen, sind acht Mann erforderlich, die sich auf zwei große offene Boote, zum Rudern und Segeln eingerichtet, verteilen. Das sieben Meter lange Fahrzeug ist in seinem achtern Theile fast ganz von dem kunstgerecht aufgethürmten Netze ausgefüllt, nur die Steuerbank ist frei. In der Mitte geht quer durch das Schiff eine Winde mit Speichen, zum Aufziehen der 380 Meter langen Netze. Vorne sind noch drei Sitzbretter, zwei mit einem Loch für die kleinen Masten, unter dem dritten steht die Holzmulde zur Aufnahme des Fanges. Unten, ein paar gehörige Riemen, Reischer (wie Schmetterlingsnetze geformt), eine Saugpumpe und eine Laterne bilden die fernere Ausrüstung.

Zur Zeit, wenn für die Jäger die Hasenjagd eröffnet wird, beginnt auch die Sprottenfischerei; die Schonzeit für das kleine Seewild ist erst Mitte Mai, so daß die jährliche Fangperiode sieben bis acht Monate dauert. Der Fang geschieht im Herbst nur bei Nacht, im Frühling auch abends und gegen Morgen.

Einer nach dem anderen kommen dann die Fischer schweren Trittes zur Schiffbrücke hinab. Bis über die Knie hinauf reichen die großen Thranstiefel. Ueber den dicken „Islander“, der die Nachhälte abhalten muß, ist noch der Delrod geworfen, und der „Südwestler“ deckt das Haupt. Denn ob es schon etwas stürmt und regnet, zur Fangzeit darf kein „Jug“ veräunmt werden; bei nicht allzu schwerem Wetter giebt's oft die besten Fänge. Im Boote bindet sich jeder noch ein „Schotfell“ um, dann werden die Laine losgeworfen, und die beiden zusammengeklappelten Boote gehören schwerfällig der an den Riemen arbeitenden Mannschaft. Bald wird das Segel gehißt und nach einstündiger Fahrt ist der für jedes Boot angewiesene Fangplatz erreicht. Zunächst wird nur durch zwei Mann der Hamen ausgelegt, dann trennt man die Boote, läßt die Flügel nach und nach, während je zwei Mann an Riemen die Boote in großem Bogen zum Ufer rudern, ins Wasser und auch die langen Leine von der Winde laufen. Dann muß der Anker fallen, langsam und gleichmäßig windet man mittels der Speichen die Leine so weit auf, daß die Flügelenden an den Bootstrand gezogen sind. Dann läßt man, indem die Boote immer mehr sich nähern, die Leine wieder nach, windet zum zweiten Male, wieder auf und holt nun nach und nach das Netz ins Boot.

Reigen sich schon beim Aufziehen der Flügel recht viele mit den Köpfen hängen gebliebene Sprotten, so darf man auf reichen Fang hoffen.

So einen reichen Fang machte am 21. März 1889 eine Mannschaft, indem sie mit einer Wade in einem Zuge 30 000 Wall Sprotten (ein Wall = 80 Stück) ausbrachte.

Sind die Fänge an Land gebracht, so finden am Vormittage am sogenannten Fischerleger in Kiel, an der Schiffbrücke in Ederstraße die Auktionen statt; in Mengen von 20—100 Wall werden die Sprotten von den Händlern und Inhabern der Räuchereien erstanden. Sind viele Boote mit gutem Fange heimgelehrt, so entwickelt sich dort ein interessantes Bild. Am Hafenvollwerk entlang sind vor jedem Boot Tische errichtet. Mit den Reiskern fassen die Fischer aus den Bootsmulden so viele Sprotten, als sie halten können und schütten sie auf diese Tische. Das blinkt und blitzt überall im Boot, im Reischer und auf den Tischen wie eitel Silber.

Und so sinkt, wie durch die Finger eines geübten Kassirers die Gold- und Silbermünzen gleiten, so sinkt und geschickt fassen hier die Fischer jedes Mal vier Fischlein und vereinigen sie zu einem Wurfe in Korb oder Kiste oder Karren. Ist nach 20 Wurf das Wall eigentlich abgezählt, so folgt er mit dem Worte „voll“ noch einen Wurf als Zugabe nach. Endlich sind alle Behälter mit silberglänzender Waare gefüllt, und während die Fischer sich im Krug von der Nacharbeit erholen, werden die Sprotten in aller Eile zu den Räuchereien befördert; denn noch am selben Nachmittage müssen sie als geräucherte Waare zum Verkauf in den kleinen Fischbuden am Schuhmachertor oder zum Verkauf fertig stehen. Unter Umständen kann ein „Sprott“, der gestern früh noch vergnügt in der Ostsee umherturnte, heute in Berlin zum Frühstück präsentiert werden.

In den Räuchereien wird der kleine Silberfisch erst zum goldgelb geschwärtzten Sprott, zum delikaten Frühstücksgericht, und wer zur rechten Fangzeit vom Kieler Schlossgarten aus das am jenseitigen Ufer liegende Fischerdorf Ellerbeck sich ansieht, findet es in den Vor- und Nachmittagsstunden von dichtem Rauch fast bis zur Unsichtbarkeit verhüllt.

Treten wir gegen 10 Uhr morgens in den Räucherraum, so finden wir ein mit blankgeschuerten Fliesen versehenes Gelaß, das an der vierten Seite zwei nebeneinander liegende Kamine von riesigem Umfange aufweist. Ihre pechschwarzen Mündungen befinden sich etwa anderthalb Meter über dem Fußboden und reichlich einen Meter über einem von Steinen aufgemauerten Herde. Im Innern des Kamins springt an der Vorder- und Rückwand je eine eiserne Leiste etwas vor, auf welcher die Enden von dünnen, langen Eisenstäben Halt gewinnen können. Auf diese Eisenstäbe sind die Sprotten, nachdem sie gereinigt und gesalzen worden, in der Weise aufgereiht worden, daß man die Stange quer durch die Kiemensöffnung steckt, doch so, daß kein Fisch den andern berührt und nur die äußersten Enden der Stange frei bleiben. Nun wird Stange an Stange in den Kamin gehängt. Dann schichtet man am vorderen Rande des Herdes eine Reihe von trockenem Splinterholz auf und entzündet dies zur hellen Flamme, bis die Fische mehr oder minder gar gebraten sind. Ist

alles nach etwa einer halben Stunde der Fall, so wird durch aufgeworfene Eichenlöcher das Feuer so weit gedämpft, daß sich keine Flamme mehr zeigt, sondern ein dichter Rauch durch die Fischreihen hindurchstreicht. Immer wieder wird die Loche erneuert, besonders da, wo eine Flamme aus der Gluth aufleiden will, bis die belamte goldige Farbe anzeigt, daß der Fisch fertig geräuchert ist. Die Waare wird dann warm aus dem Rauch in runde Holzmulden geschichtet und sofort zum Föhre-Dampfer gebracht, der sie nach Kiel überfährt. —

Kleines Feuilleton.

— **Nichtsche über Wagner.** Die „Wiener Rundschau“ veröffentlicht in ihrer letzten Nummer bisher ungedruckte Aphorismen von Nichtsche, von denen wir die folgenden hierher setzen:

In gewissen Jahren des Lebens hat man das Recht, Dinge und Menschen falsch zu sehen — Vergrößerungsgläser, welche die Hoffnung uns giebt.

Knaben sind in Sachen des Geschmacks ganz unerschämte stolz. Alles, was ich über Richard Wagner gesagt habe, ist falsch. Ich empfand es 1876, „es ist an ihm alles unecht“; was echt ist, wird verflucht oder desorirt. Er ist ein Schauspieler in jedem schlimmen und guten Sinne des Wortes.

Er war ein großer Schauspieler, aber ohne Halt, und inwendig die Beute von allen Sachen, welche stark berauschen. Er hat alle Wandlungen durchgemacht, welche die guten Deutschen seit den Tagen der Romantik durchgemacht haben: Volksschlucht und Eurhanthe, Schauer-Hoffmann, dann „Emanzipation des Fleisches“ und Dufst nach Paris, dann der Geschmack für große Oper, für Meyerbeer'sche und Bellini'sche Musik; Volkstribun, später Feuerbach und Hegel — die Musik sollte aus der Unbewußtheit heraus; dann die Revolution, dann die Enttäuschung und Schopenhauer und neue Annäherung an deutsche Fürsten, dann Guldigungen vor Kaiser und Reich, dann auch vor dem Christenthum, mit Verwünschungen gegen die „Wissenschaft“.

Wie Winkelmann am Laocoon, gleichsam am Ende des Alterthums, den Sinn für dasselbe sich erwarb, so Richard Wagner an der Oper, der schlechtesten aller Kunstgattungen, den Sinn für Stil, d. h. Einsicht, daß es nicht möglich ist, Künste zu isoliren.

Das falsche Germanenthum bei Richard Wagner. Diese höchst „moderne“ Mischung von Brutalität und Verzärtelung der Sinne und die gründlichste psychologische Falschheit ist mir ebenso zuwider, wie das falsche Römerthum bei David; ebenso wie Walter Scott (oder vielmehr das falsche, englische Mittelalter Walter Scott's, das unserer verschärften Sinne jetzt nicht mehr möglich zu ertragen.)

„Ich stelle das Problem von der Rangordnung des Künstlers neu; zugleich bilde ich den Künstler, so hoch ich kann. Thatsächlich finden wir alle Künstler unterworfen unter große geistige Bewegungen, nicht als deren Leiter, oft Vorkämpfer; z. B. Dante für die katholische Kirche, Richard Wagner für die romantische Bewegung, Schafespeare für die Freigeisterei Montaignes. Die höheren Formen, wo der Künstler nur ein Theil des Menschen ist — z. B. Plato, G. Bruno, Goethe — diese Formen gerathen selten.“ —

Archäologisches.

Clg. Ein Stiertorso von der Akropolis, eine altgriechliche Skulptur aus weißem Marmor, ist nach einem Bericht der letzten Jahreshäfte der österreichischen Archäologischen Gesellschaft, gefunden worden. Er bietet nach mehreren Richtungen großes Interesse. Das Thier ist in heftiger Bewegung, unter Lebensgröße, dargestellt. Die Hinterbeine, das linke voran, scharf einstimmend, war der Stier mit dem ganzen Vordertheile zu Boden gebeugt und hatte hier unmittelbaren Halt, vielleicht an dem aufliegenden Kopf oder auch an den flach ausgebreiteten oder stark knieenden Vorderbeinen. Ebenso deutet der Schwanz auf eine heftige Bewegung; er ist abgebrochen, aber man erkennt noch, daß er in einem Kreise emporgeschwungen war. Das Motiv entspricht dem Schema des Kampfes von Theseus mit dem marathonsischen Stier. Eine Darstellung dieser That des Theseus befand sich als Weibgesicht der Marathonier auf der Akropolis und dem einstigen Standort entspricht auch der Fundort am Nordabhang der Burg. Der Torso wird also wahrscheinlich von der Burg heruntergefallen sein und einen Nest jener Gruppe darstellen. Nach dem Torso wäre es am natürlichsten anzunehmen, daß Theseus auf dem Rücken des Stieres kniete und die Fesseln, in denen er ihn fing, vielleicht auch den Schwanz anzog. Die Darstellungen der Szene sind aber so zahlreich und unanirt, daß ein sicherer Aufschluß nicht zu gewinnen ist. Die Fesselung war jedoch jedenfalls das vorherrschende Motiv. Die schönen, klaren, wenn auch harten Formen deuten auf einen Meister der archaischen Kunst. Kopf und Füße sind nicht gefunden worden. —

Kulturgeschichtliches.

c. Ueber die Entwicklung des russischen Postwesens finden sich in dem soeben erschienenen Buche „Skizzen russischer Kulturgeschichte“ von Paul Milutow einige Angaben. In Rußland brauchten die Regierung und auch die ausländischen Kaufleute lange vor der Bevölkerung selbst bequeme und regelmäßige Verkehrswege. Bevor jedoch künstliche Wege eingerichtet wurden, strebte die Regierung danach, sich mittels der Poststationen die Möglichkeit

des administrativen Verkehrs mit allen Theilen des Landes zu sichern. Die erste Einführung des regelmäßigen Postverkehrs fällt mit der Einigung Rußlands zusammen; sie fand am Ende des 15. Jahrhunderts statt. Zwei Jahrhunderte später standen der Regierung gegen 200 Poststationen zur Verfügung, die auf die neuen, mit sämmtlichen Grenzländern in Verbindung stehenden Poststraßen vertheilt waren. Beim Regierungsantritt Katharina's II. stieg die Zahl bis 474, und das Postweg-Verzeichniß von 1829 zählte schon 3240 Stationen. In der Zeit vor Peter dem Großen dienten aber die postalischen Einrichtungen ausschließlich den Bedürfnissen des Staates. Ein regelmäßiger Verkehr war noch nicht vorhanden, und die Regierung nahm nur im Nothfall zur Pferdepost Zuflucht. Privatpersonen durften die staatlichen Poststationen gar nicht benutzen. Erst im Jahre 1683 gelang es endlich den ausländischen Kaufleuten, die Einrichtung eines regelmäßigen Postverkehrs mit dem Auslande über Niga und Wilna sowie mit dem einzigen Handelshafen jener Zeit, Archangel, zu erwirken. Dazu mußten sie aber selbst neue Unternehmungen schaffen und diese unter die Kontrolle des damaligen Auswärtigen Amtes stellen. Peter hat diese Unternehmungen in die Hände des Staates gebracht, aber erst unter Katharina II. wurde der Unterschied zwischen der staatlichen und kaufmännischen Post gänzlich aufgehoben. In unserm Jahrhundert hat sich dann der Postverkehr sehr rasch entwickelt. Im Jahre 1825 entfiel ein Brief auf fast 10 Einwohner; im Jahre 1856 auf 2 und im Jahre 1894 entfallen auf jeden Einwohner 3 1/2 Briefe. Auch diese letzte Ziffer ist freilich relativ noch sehr gering; in Frankreich entfallen auf jeden Einwohner 23, in Deutschland 35, in England sogar 55 Briefe im Jahr. —

Medizinisches.

— In der Wiener Gesellschaft der Aerzte führte Stabsarzt Dr. Habart zwei Personen vor, die dadurch gerettet worden, daß ihnen der Brustkorb geöffnet und der inneren Verblutung Einhalt gethan wurde. Im ersten Falle handelte es sich um einen jungen Mann, der vier Schrotkugeln gegen sich abgefeuert und sich überdies das Handgelenk durchschneiden hatte. Dr. Habart erweiterte die Schußwunde, öffnete den Brustkorb, wobei er die fünfte Rippe entfernen mußte, legte zwischen Herz und Lunge Jodoformgaze in der Länge eines halben Meters, und der Mann, der im sterbenden Zustande in das Garnisonshospital gebracht worden war, ist heute vollkommen gesund. Der zweite Fall betrifft einen Mann, den einige Nebenbuhler überfallen und in die Achselhöhle gestochen hatten. Auch hier öffnete Dr. Habart behufs Stillung der Blutung den Brustkorb, applizierte auf dieselbe Weise die Jodoformgaze und rettete so das Leben des Schwerverletzten. Aus den gemachten Erfahrungen, erklärte der Vortragende, resultire, daß die Chirurgie in Zukunft auch in jenen Fällen werde eingreifen müssen, wo durch Schuß- oder Stichwunden das Leben des Verletzten durch die innere Blutung in Gefahr kommt. —

Astronomisches.

b. Die Vieliden. Heute, am 23. November, wird uns ausnahmsweise eine überreiche Zahl von Sternschnuppen erscheinen. Sie kommen aus dem Sternbilde der Andromeda, das um Mitternacht fast im Zenith senkrecht über uns steht; man nennt sie daher auch die Andromediden. Zum ersten Male trafen wir den Meteorenschwarm, dessen Begegnung mit der Erde sich uns in der Sternschnuppenoffenbart, am 27. November 1872, und dann wieder am 27. November 1885, das erste Mal ganz unerwartet, das zweite Mal nach vorausgegangener Ankündigung. Bekanntlich hatte sich der Viela'sche Komet, der eine Umlaufzeit von 6 1/2 Jahren hat, Anfang 1846 in zwei Theile getheilt, war dann als Doppeltkomet noch einmal erschienen, blieb dann aber verschwunden und konnte trotz sorgfältigsten Suchens weder 1866 noch 1872 aufgefunden werden. Statt dessen ereignete sich jener Sternschnuppenfall, und man erkannte, daß die einzelnen Meteore desselben in der Bahn des verlorenen Viela'schen Kometen liefen. Derselbe hatte sich also vollständig aufgelöst, und es ist wahrscheinlich, seine Reste in regelmäßigen Zwischenräumen zu erblicken. Diese Perioden müssen 13 Jahre betragen; denn da die Umlaufzeit dieser Vieliden — so werden die Meteore genannt, weil sie aus dem Viela'schen Kometen entstanden sind — 6 1/2 Jahre ist, so müssen sie immer nach einem doppelten Umlauf der Erde an derselben Stelle im Raume begegnen. Deshalb wurde das Erscheinen dieses Schwarmes auch für den 27. November 1885 im Voraus angekündigt.

Die Prophezeiung traf ein, und so war die Lehre vom Zusammenhang der Sternschnuppen mit den Kometen in auffallender Weise bestätigt. Die einzelnen Meteore des Schwarmes von 1885 waren nicht übermäßig hell und glänzend, sondern erreichten eben noch die Grenze der Sichtbarkeit; sie wirkten jedoch geradezu überwältigend durch ihre ungeheure Anzahl. Immer neue Schwärme brachen aus derselben Stelle des Himmels hervor, so daß ein förmliches Nieselunanzähliger feuriger Körperchen nach allen Seiten zu beobachten war. Nach den angestellten Rechnungen ist der Schwarm bei seinem letzten Umlauf dem Planeten Jupiter näher gekommen, als sonst, und hat dadurch eine Störung seiner alten Bahn in dem Sinne erlitten, daß wir ihn schon am 23. statt, wie sonst, am 27. treffen. Hoffentlich werden wir vom Wetter begünstigt und werden dann ein ebenso schönes Schauspiel genießen, wie vor 13 und 26 Jahren. —

Technisches.

— Der Phonograph im Fernsprecbetriebe. Um die Arbeit der Beamten auf das geringste Maß zu beschränken, sind laut „Dtsch. Verkehrs-Ztg.“ bei dem in San Francisco und Chicago eingeführten sogenannten „Fernsprech-Expresssystem“ von Sabin und Hampton im Vermittlungsamte zwei Phonographen aufgestellt; der eine Phonograph wiederholt beständig den Satz: „Besetzt. Bitte wieder rufen“, während der zweite mit gleicher Regelmäßigkeit wiederholt: „Der gerufene Teilnehmer antwortet nicht.“ Jeder Phonograph spricht in ein Mikrophon, das in gewöhnlicher Weise mit einer Batterie und der primären Wirkung einer Induktionspule verbunden ist. Die Enden der zu den beiden Phonographen gehörigen sekundären Wicklungen führen zu je einer Klinge. Wenn der Beamte am Schranke hört, daß die Leitung eines gewünschten Teilnehmers besetzt ist, so steckt er den Stöpsel der Leitung, mit welcher der rufende Teilnehmer verbunden ist, in die entsprechende Phonographenklinge, und die Mittheilung „Besetzt. Bitte wieder rufen“ wird dem rufenden Teilnehmer durch den Phonographen übermittelt. In ähnlicher Weise theilt der Beamte dem rufenden Teilnehmer mit, daß der zweite Teilnehmer nicht antwortet. Auf den ersten Blick wird der Gebrauch des Phonographen zu diesem Zweck als das äußerste erscheinen, was zur Erparung von Arbeit erdacht ist; aber die Einrichtung ermöglicht es auch dem Beamten, einen zweiten Teilnehmer zu bedienen, während er dem ersten Teilnehmer mittheilt, daß die Leitung des gewünschten Teilnehmers besetzt ist, oder daß dieser Teilnehmer nicht antwortet. —

Humoristisches.

— Von der Durchlaucht. Bei der Durchreise durch eine kleine Stadt besucht Durchlaucht auch das dort befindliche Gefängniß und läßt sich einige der Inhaftirten vorführen. Die Leute sitzen meist wegen kleinerer Vergehen, hauptsächlich wegen Diebstahls von Feldfrüchten, denn die Gegend ist sehr arm.

Es fällt Durchlaucht auf, daß fast alle auf die Frage, weshalb sie bestraft worden sind, zur Antwort geben: „Wegen Diebstahls!“ und so beginnt er endlich auch zu fragen:

„Ja, mein Sohn, weshalb, ah — weshalb hat man denn gestohlen?“

„Fran und Kinder hatten Hunger,“ erwiderte fast ein jeder, „sonst hätte ich es nicht gethan.“

Durchlaucht schüttelt den Kopf, und als sie das Gefängniß verlassen, wendet sich der Fürst an seinen Begleiter:

„hm, wirklich sehr merkwürdig das, sehr merkwürdig, meint Er nicht auch? . . . Wenn man Hunger hat, ist man doch, aber man stiehlt nicht! Wirklich merkwürdig, sehr merkwürdig!“ — („Simplicissimus.“)

— Erst sehen. „Dies Pferd scheint also vor nichts, sagen Sie? Dann wird's meine Frau wohl reiten können?“

„Das weiß ich nicht, mein Herr: ich habe Ihre Frau noch nicht gesehen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Nach der amtlichen Schulstatistik in Preußen haben in den zehn Jahren von 1887 bis 1896 (einschließlich) 407 Schulkinder unter 15 Jahren sich das Leben genommen. Sie gehörten durchweg den Volksschulen (Hochschulen) an. Von den lebensmüden Kindern kamen 331 auf die Knaben und 76 auf die Mädchen. —

— Das Museum für Völkerkunde hat aus Nord-West-Australien von einem am Fortescue-River wohnenden Stamme eigenartige Schilde und Wurf Bretter erworben, die sich durch eine für Neuholland außerordentlich reiche Ornamentik auszeichnen. Die Sprache des Stammes ist außerordentlich primitiv. Der Stamm zählt nur bis 3, 4 ist 2 + 2, 5 ist 2 + 2 + 1 und 6 ist schon „viel“. —

— y. Aus Eifersucht durchbohrte ein Mann in Hamburg mit einem langen Messer die Brust eines vermeintlichen Nebenbuhlers. Der Schwerverletzte starb kurz darauf. —

— Im Vorort Uhlenhorst bei Hamburg hat ein Ehepaar gemeinsam Selbstmord begangen. —

— Nach dem Genuß von Pferdefleisch erkrankten in Wilhelmshaven mehrere Personen. Ein Arbeiter starb. —

— In Auerbach (Oberpfalz) und Umgebung herrscht eine auf fallende Kindersterblichkeit. In letzter Zeit sind über 70 Kinder gestorben. Die Art der Krankheit ist noch nicht festgestellt. —

— In Graz griff ein Korrespondent einer Wiener Zeitschrift, ein junger Kaufmannssohn, eine Operettensoubrette in seinem Blatte in skandalöser Weise an. Die Soubrette erwies sich als schlagfertig und prügelte bei der Theaterkasse den Jüngling mit einer Hundepeitsche, während ihn zwei Kollegen der Sängerin, da er austreten wollte, festhielten. —

— In dem Dorfe Schellebelle (Belgien) starben zwei Brüder infolge des Gemisses von Milchsuppe, der ein starkes Gift zugefügt worden war. Ein dritter Bruder der Vergifteten, der mit diesen in Unfrieden lebte und in dem Verdacht stand, das Verbrechen begangen zu haben, hat sich erhängt. —